

Workaway in Island

Zusammenfassung

In diesem Essay beschreibe ich eine Gruppe Workawayer*innen auf einer Huskyfarm in Island. Im Februar 2018 war ich ca. fünf Wochen Teil dieser Gruppe. Workawayer*innen sind Reisende, die für Kost und Logis vier bis fünf Stunden pro Tag arbeiten und in ihrer Freizeit die Umgebung erkunden. Ich gehe vor allem auf die Arbeitsverhältnisse und die Gruppe ein. Mithilfe von Emil Durkheims Solidaritätsbegriffes versuche ich herauszuarbeiten, weswegen wir Workawayer*innen den schlechten Verhältnissen vor Ort nicht einfach ausgewichen sind.

Windig

05:30. Schon bevor ich die Tür unseres Wohnwagens öffne, weiß ich, dass es draußen windig ist. Einerseits weil der Wohnwagen leicht hin und her schaukelt und andererseits weil es immer windig ist. Ich und N., eine Freundin von mir, sind hier einquartiert, weil das Containerhaus nur für fünf Personen Platz bietet. Seit gestern Abend haben wir eine Heizung, was den Wohnwagen nun zu einem fast gemütlichen Rückzugsort werden lässt. Ich schlittere über die Eisfläche, die sich über Nacht gebildet hat, zum Container der anderen sieben Workawayer*innen, die bereits dabei sind, ihre Sandwichs fürs Mittagessen zu streichen. Ich geselle mich dazu. Es gibt zwei Tätigkeiten auf der Farm. Die Workawayer*innen entscheiden sich, entweder auf der Farm mit den Hunden zu arbeiten oder sich um die Kinder und das Haus von Familie H. zu kümmern. Diejenigen, die mit den Hunden arbeiten, werden jeden Tag aufgeteilt. Eine Gruppe geht mit auf die Touren, die andere Gruppe kümmert sich um die kranken oder verletzten Hunde, die Welpen und übernimmt kleinere Instandhaltungsarbeiten. N. hat sich für die Arbeiten im Haus entschieden, ich für die Arbeit auf der Farm. Heute bin ich dafür eingeteilt worden, mit auf die Touren zu fahren. Ich schaue auf die Uhr: 05:50. Es wird Zeit. Ich ziehe mir die gut isolierten, aber nicht wasserfesten Arbeitsschuhe an und folge den anderen nach draußen in den Wind.

Am Morgen soll alles schnell gehen, weswegen jeder von uns etwas gehetzt von einem Hund zum anderen läuft. Wir bereiten die Huskys auf die Schlittentouren vor und laden sie in den Anhänger. Dann fahren wir los. Während der Fahrt versuchen wir meistens noch ein wenig Schlaf zu bekommen, wobei einer von uns die kleine Tochter von Frau H. bei Laune hält, bis wir sie bei der Schule absetzen. Ca. 40 Minuten später sind wir vor Ort. Auch hier soll alles schnell gehen, da die ersten Touristen bald ankommen. Die Huskys werden ausgeladen und ein Loch wird gegraben, damit jeglicher gelber Schnee, den Touristen sonst sehen würden, darin verschwinden kann. Wir stellen ein Absperrband auf, damit vorbeifahrende Touristen Abstand halten und begrüßen die ersten Gäste. Wir versorgen sie mit Brillen und einem warmen Anzug und stellen ihnen die Hunde vor. Dann fahren Frau H. und ihr Bruder los. Während der Tour kümmern wir uns um die zurückgebliebenen Hunde, den gelben Schnee, schaulustige Touristen, die neu ankommenden Gäste, reinigen den Anhänger und schaufeln ab und an einen Touristen frei, der mit seinem Auto im Schnee stecken geblieben ist. Falls es eine Pause gibt, essen wir unsere Sandwichs und wärmen uns im Auto auf oder versuchen in der flachen Landschaft eine Stelle zu finden, um ungestört auf die Toilette zu gehen. Sobald Frau H. und ihr Bruder zurück sind, wechseln wir das Hundeteam aus (kein Hund läuft zwei Runden hintereinander) und kümmern uns um die Gäste. Dieses

Prozedere wird vier Mal durchgeführt. Meist ist es dann ca. 16:00 Uhr. Heute fahren wir direkt zurück zur Farm. Manchmal machen wir aber auch noch bei einem alten Haus halt, das Familie H. renovieren möchte, und helfen alte Möbel etc. auszuräumen. Auf der Farm angekommen, füttern wir die Hunde, waschen die Ausrüstung und machen alles für den nächsten Tag bereit.

20:00. Feierabend. Müde gehen wir zum Containerhaus, ziehen unsere Schuhe aus und schlüpfen in trockene Socken. Der*/Die Erste springt in die Dusche und genießt das warme Wasser (Der Container ist zwar für fünf Personen gemacht, doch witzeln wir öfters, dass der Warmwasserboiler wohl nur für zwei Personen gedacht ist). Die Workawayer*innen, die im Haus arbeiten, haben etwas früher Feierabend und nutzen diese Zeit oft, um für uns alle zu kochen. Dankbar setzen wir uns um den zu kleinen Tisch, teilen uns Besteck und Teller und lassen den Tag Revue passieren. Wir erzählen uns die Missgeschicke und Erfolge des Tages und hören von Zeit zu Zeit die Huskys „singen“. Wir lachen, wir planen unseren freien Tag (einen pro Woche) und beklagen uns über die Verhältnisse vor Ort, die so gar nicht der Idee von Workaway entsprechen. „Wir könnten einfach so gehen, wir haben keinen Vertrag“, sagen wir uns öfters, „dann wäre Familie H. am Arsch.“ Wirklich ernst gemeint haben wir es jedoch nicht. Aber wieso nicht?

Hintergründe

Zum einen spielte vermutlich die Geschichte von Familie H. eine Rolle. Herr H. war im April des Vorjahres bei einem Kanuunfall ums Leben gekommen. Frau H. ist damals im neunten Monat schwanger gewesen. Dass die Familie vieles noch organisieren musste, war offensichtlich. Wir hatten Mitleid und wollten helfen. Man hatte das Gefühl, etwas Gutes zu tun und gebraucht zu werden. Ich erinnere mich, dass ich einmal im Haus war, um N. zu helfen, und mit der 5-jährigen Tochter von Frau H. sprach. Als ich meinen Vater erwähnte, fragte mich die Tochter, weshalb denn mein Vater noch lebe, ich sei ja viel älter als sie. Von solchen Begebenheiten erzählte N. mir öfters. Diese Momente verstärkten das Mitleid mit Familie H., besonders mit den beiden Kindern. Gerade für diejenigen, die im Haus gearbeitet haben, war Mitleid – denke ich – besonders anfangs ein Grund zu bleiben. Mit der Zeit sank das Mitgefühl, da diese Umstände die „Workaway-Verhältnisse“ bei Familie H. nicht rechtfertigen konnten. Natürlich müssen hier auch die Huskys erwähnt werden, die wir schnell ins Herz geschlossen hatten und die einige ungesagte Dankeschöns unserer Gastgeber kompensierten. Zudem war jedem von uns war bewusst, dass sich die Möglichkeit mit Huskys zu arbeiten, nicht mehr so schnell bieten würde. Trotz allem, war das Arbeiten auf der Farm ein einmaliges Erlebnis.

Ein weiterer Punkt war eher pragmatischer Natur. Wir hätten zwar gehen können, doch standen die Chancen, in der Winterzeit einen anderen Gastgeber in Island zu finden, eher schlecht und eine Zeit lang im Hostel zu leben, war in Island schlicht zu teuer. Obwohl man als Workawayer*in nicht verpflichtet ist zu arbeiten, können es sich die meisten nicht leisten längere Zeit ohne Workaway unterwegs zu sein. Dennoch hätte man irgendwo anders hinfahren/fliegen können um dort ein Workaway zu suchen oder einige Zeit im Hostel zu überbrücken. Die Möglichkeit hätte bestanden. Ein weiterer möglicher Grund für unser Bleiben könnte der kurze Aufenthalt auf der Farm gewesen sein. Die meisten Workawayer*innen haben sich dafür gemeldet, einen Monat auf der Farm zu verbringen. Alle wussten, dass sie nur zeitlich begrenzt dort sein würden. Ein Monat ist eine

Zeit, in der man auch schlechte Verhältnisse aushalten kann, bei der es aber fraglich ist, ob man, wenn man sich engagiert, etwas verändern/verbessern kann.

Was aber, so denke ich, der Hauptgrund für unser Bleiben war, war das starke Gruppengefühl unter uns Workawayern. Obwohl wir aus verschiedenen Ländern kamen und uns vorher nicht kannten, stellte sich schnell ein "wir" Gefühl ein. Wahrscheinlich, weil es bald einmal brenzlige Situationen gab, die wir gemeinsam durchstanden. Z. B. als Familie H. zur Beerdigung des Großvaters nach Frankreich flog und sich spontan entschied, eine Woche Urlaub zu nehmen, weshalb wir ohne wirkliche Erfahrung einer Sturmwarnung "Orange" gegenüber standen. Die Unsicherheiten in dieser Woche (Haben wir noch genug Futter auf Lager?, Die Gehege werden zugeschnitten – springen die Huskys dann über den Zaun?, Was genau heißt Sturmwarnung Orange?, Wann kommt Familie H. zurück?) brachten uns einander näher. Auch das gemeinsame "Sich-Beklagen" und die Idee des "Abenteuer-Bestehens" schweißte zusammen. Wir erzählten uns davon, wie schön es sein wird, im Restaurant an der Tankstelle, an der man auf den Bus zurück nach Reykjavik warten wird, eine warme Schokolade zu trinken und sich zu denken: „Ich habs geschafft“. Oder davon, was man sich gönnen würde, wenn man wieder in der "Zivilisation" wäre. Wir erzählten uns schon auf der Farm, welche Geschichten wir später unseren Freunden erzählen würden. Etwa wie P., der sich zu mir und N. in den Wohnwagen gesellen sollte, vom Schaukeln des Windes seekrank wurde und sich dann doch irgendwie im Containerhaus einquartierte.

Schlussendlich war der ausschlaggebende Grund wohl für jeden von uns eine unterschiedliche Kombination der oben genannten Punkte. Das Resultat war aber dasselbe: "Wir" sind geblieben.

Wir

Wir betonten öfters, dass wir schon längstens gegangen wären, wären wir nicht ein so tolles Team. Dabei gab es eigentlich kein wirkliches Team. Die meisten Workawayer*innen meldeten sich, um einen Monat auf der Farm zu verbringen, weshalb sich ständig ein neues „Team“ bildete. Es herrschte also ein reges Kommen und Gehen. Ich und N. waren ca. vier Tage lang „die Neuen“, dann war es wieder jemand anders. Die Personenkonstellation änderte sich ständig und jeder Einzelne veränderte/beeinflusste die Gruppe. Trotzdem blieb die „Gruppe“ und ihre „Identität“ erhalten. Hier möchte ich kurz auf die Identität einer Gruppe eingehen, um „die Gruppe“ besser zu verstehen. Eine Gruppe grenzt sich durch bestimmte Eigenschaften von ihrem Umfeld ab. Um Gruppenmitglied zu werden/zu sein, muss man gewisse Eigenschaften der jeweiligen Gruppe erfüllen. Gruppenmitglieder identifizieren sich meist mit diesen Merkmalen und zählen diese Eigenschaften zu wichtigeren oder weniger wichtigen Teilen ihrer Persönlichkeit (Amartya Sen, 2007) Die Gruppe Workawayer*innen in Island auf der Huskyfarm im Februar waren Abenteuer*innen, die durchziehen, was sie begonnen hatten, junge Leute, die dem Wind trotzten. Das war – vielleicht etwas überspitzt – das Bild, das wir selbst von uns kreierte. Konnte man sich mit diesen Merkmalen der Gruppe identifizieren wurde man Teil der Gruppe. Warum erwähne ich das? Unser tolles Team war nicht deswegen toll, weil wir alle dicke Freunde wurden (das wurden wir nämlich nicht), sondern weil wir dieses „Wir-Gefühl“ hatten.

Es konnten sich nicht alle Workawayer*innen, die auf die Farm gekommen sind, mit den „Gruppenmerkmalen“ identifizieren. Während des Monats, in dem ich auf der Farm war, sind drei Wor-

kawayer*innen nicht geblieben. „Wir“ verstanden sie. Wir ermutigten sie auch zu gehen, anstatt sie davon zu überzeugen zu bleiben. Vielleicht weil wir wussten, dass sie eigentlich Recht hatten. Gleichzeitig waren wir aber auch stolz auf uns. „Wir halten das aus“. Diese Denkweise verstärkte unser Gruppengefühl noch mehr. Dabei ist es interessant, dass, wer die ersten drei Tage blieb, den ganzen Monat blieb. Niemand entschloss sich dazu, erst nach 2 Wochen zu gehen. Dies hätte durchaus auch Sinn gemacht, da es einige Auf- und Abs auf der Farm gegeben hatte. Ich vermute, dass man sich in den ersten paar Tagen (ca. drei) entweder mit den Gruppeneigenschaften identifizieren konnte, Teil der Gruppe wurde und geblieben ist oder sich nicht identifizieren konnte und gegangen ist.

Emil Durkheim beschrieb das „Wir-Gefühl“ als *Solidarität* (Durkheim, 1999). Ein Gefühl der Verbundenheit, das sich aufgrund gleicher/ähnlicher Arbeit, Religion oder Lebensweise einstellt. Auf der Huskyfarm teilten wir die gleiche Arbeit, die gleiche Lebensweise (durch das gemeinsame Wohnen und Kochen), die Idee des Abenteurers und das Mitgefühl gegenüber der Familie H. Durkheim beschreibt dies als mechanische Solidarität. Sie entsteht durch Gemeinsamkeiten der Gruppe, mit denen sich die Mitglieder identifizieren. Beispiele für solche Gruppen wären: „Arbeiter*innen“, „Studierende“ etc. Unter den meisten Studierenden herrscht z. B. Solidarität, wenn es darum geht, einander Arbeiten Korrektur zu lesen, Zusammenfassungen zu teilen etc. Durkheim schloss in diese Definition auch den Zusammenhalt von Gesellschaften durch Tradition und Sitten ein. Für meinen Essay betrachte ich diesen Aspekt der mechanischen Solidarität jedoch nicht. Durch die Gemeinsamkeiten, die wir auf der Farm teilten, hielten wir zusammen. Es entwickelte sich eine Art Kameradschaft. Man versucht, dem anderen etwas Gutes zu tun, einander zu helfen. Dies war auf der Farm deutlich spürbar. Man griff einander unter die Arme, wo man nur konnte. Es bot sich immer jemand an, die letzte Runde mit den Hunden zu drehen, wenn man sah, dass der andere dafür zu müde war. Bot man sich an, erntete man dankende Blicke und, so kam es mir zumindest vor, Anerkennung der Gruppe. Das Erstaunliche dabei ist, dass sich diese Solidarität so schnell entwickelt hat und wie schnell sie von den neuen Workawayern angenommen und praktiziert worden ist. Stellen wir uns zum Vergleich vor, ich werde Studentin. Dann habe ich vermutlich schon von einigen Dingen gehört, die die Solidarität unter Studierenden ausmacht. Ich bin mir dieser Solidarität also zumindest teilweise bewusst, wenn ich Studentin werde. Mitglied der „Studierenden“ zu sein hat zudem einen längerfristigen Sinn. Ich will eine Ausbildung absolvieren. Bei den Workawayern in Island hat niemand davor von der Gruppe gehört und einen längerfristigen Sinn gab es auch nicht. Wir mussten nicht zusammenhalten und einander helfen, um an ein persönliches Ziel zu gelangen. Es gab langfristig gesehen keinen Grund, wieso man auf der Farm hätte bleiben sollen. Dies sind meines Erachtens zwei wesentliche Unterscheide zu den „Studierenden“. Ein weiterer Unterschied zwischen der Gruppe der „Studierenden“ und derjenigen der „Workawayer*innen“ ist die Größe. Es gibt viele Studierende. Somit gibt es auch viele Menschen, die die Solidarität der Studierenden praktizieren und weitergeben. Wenn ein paar Student*innen aus der Gruppe austreten (das Studium abbrechen/absolvieren), ist das für die Gruppe nicht sonderlich relevant. Es fällt quasi nicht auf. Die Gruppe Workawayer bestand nur aus 6 bis 10 Mitgliedern. Wenn sich ein paar Workawayer*innen entschieden zu gehen, fiel das jedem Gruppenmitglied auf. Trotzdem blieb die Gruppe bestehen. Das Workaway in Island veranschaulicht, wie schnell sich das Solidaritätsgefühl entwickeln kann und wie leicht es von wenigen Personen in relativ kurzer

Zeit praktiziert und weitergegeben wird.

Als wir trotzdem fast gegangen wären

Als Familie H. zur Beerdigung des Grossvaters nach Frankreich flog, sagte sie alle Huskytouren ab. Zuerst war nur ein Wochenende in Frankreich geplant. Dann rief uns Familie H. aber an und erklärte, dass sie spontan eine Woche Urlaub nehmen würde. Wir würden auf der Farm bleiben und uns um die Hunde kümmern. Von Zeit zu Zeit würden einige Touristen auf die Farm kommen und sich die Huskys ansehen. Dann würden wir ihnen die Huskys vorstellen, ihnen Geschichten erzählen und so kompetent wir können (keiner von uns war an diesem Zeitpunkt länger als drei Wochen auf der Farm gewesen) die Fragen der Touristen beantworten. Obwohl wir nicht bezahlt wurden und die einzigen Ausgaben, die Familie H. an uns hatte, das Essen und der Strom für den Container war, wurde einigen von uns mitgeteilt, dass sie gehen müssen. Wenn es keine Schlittentouren gibt und die Kinder nicht da sind, braucht es weniger Workawayer*innen, um die Arbeiten zu erledigen. Wir sassen alle gemeinsam beim Abendessen, da kam die SMS, dass am nächsten Tag vier Personen abreisen sollten. Daraufhin brach im Containerhaus eine hitzige Diskussion aus. Das war der einzige Moment, an dem wir uns ernsthaft überlegt haben, zu gehen. Besonders aufgebracht waren wir, weil E., die auch gehen sollte, seit zwei Tagen krank im Bett lag. Auch die anderen so kurzfristig zu bitten, zu gehen, fanden wir unerhört. Wir hielten es für das Beste mit Frau H. zu sprechen. Dieser Vorsatz endete jedoch damit, dass E. mit Frau H. ausmachte, dass sie bleiben durfte, bis sie wieder auf den Beinen war. Daraufhin beruhigte sich die Situation wieder. Auch A. wollte so spontan nicht gehen und durfte dann noch zwei Tage länger bleiben, musste aber ihr Essen selbst bezahlen. Die anderen beiden Workawayerinnen sind am nächsten Morgen abgereist. Die Idee, als Gruppe zu gehen, war vergessen. Ich erinnere mich, dass ich und R. noch ein-, zweimal sagten: „Wenn E. nicht hätte bleiben können, wären wir alle gegangen.“ Ehrlicherweise muss ich aber zugeben, dass ich nicht weiß, ob das stimmt. Wo blieb die Solidarität unserer Gruppe bei diesem Vorfall?

Weiter oben habe ich von „Kameradschaft“ gesprochen. Hätte zur Kameradschaft nicht auch gehört, hinter den vier Gruppenmitgliedern zu stehen und allenfalls auch mit ihnen zu gehen? Nach unserer Abreise habe ich noch einige, wenige Nachrichten von meinen „Mitworkawayer*innen“ erhalten. Dann waren alle, die wir kannten, nicht mehr auf der Farm. Unser Chat existiert immer noch. Doch gemeldet hat sich niemand mehr. Das Arbeiten und Wohnen auf der Farm hatte uns zwar zusammengeschweißt, aber Freunde wurden wir nicht. Ich bin heute noch mit einer Person (ausser N.) in Kontakt, die ich im selben Jahr in Italien besuchen ging. Von allen anderen habe ich nie mehr etwas gehört. Unsere Solidarität war eine sogenannte Interessen-Solidarität. Wir verfolgten ein gemeinsames Ziel: das Workaway auf der Farm „zu schaffen“. Sobald dieses Ziel erreicht war, verschwand die Solidarität. Der oben beschriebene Fall stellt eine „Übergangssituation“ dar. Wären wir alle gegangen, hätte das dazu geführt, dass unsere Interessen-Solidarität ausgeweitet worden wäre. Die Gruppe wäre nicht mehr durch die Farm, die An- und Abreisenden und der Idee des Abenteuer-Bestehens konstruiert worden, sondern durch das „Widerstand“ leisten und „Zusammenhalten.“ Genau lässt sich wohl nicht (besonders nicht rückblickend) feststellen, weswegen wir in diesem Moment nicht einfach gegangen sind. Vielleicht spielten auch kleinere Faktoren eine

Rolle, wie die Müdigkeit von uns allen, dass E. so ruhig geblieben ist oder schlicht und einfach, dass Bleiben für die meisten Workawayer*innen den kleinsten Aufwand bedeutete (keine plötzliche Abreise, kein Hostel/neues Workaway suchen,...).

Es kommt auch gar nicht so sehr darauf an, wieso wir nicht gegangen sind, sondern viel mehr darauf, dass wir geblieben sind. So gesehen könnte man behaupten, dass die Solidarität auch in dieser Situation nicht gefehlt hat. Wir sind wieder nicht gegangen. Das „Bleiben“ war ein zentraler Wert der Gruppe. Hätten wir ihn aufgegeben, wären wir eine andere Gruppe geworden.

Sie

Beim Durchlesen der obigen Beschreibungen stellt sich die Frage, wie Familie H. die Verhältnisse bei sich gerechtfertigt hat. Sah sie es als Selbstverständlichkeit, dass die Workawayer*innen blieben? Im folgenden Abschnitt versuche ich diesen Fragen nachzugehen, wobei ich natürlich nicht mit Sicherheit weiß, was sich Familie H. gedacht hat.

Als erstes muss gesagt werden, dass Familie H. auf ihrem Workaway-Profil ausgeschrieben hatte, dass man mehr Stunden arbeiten würde, als es für Workaway üblich ist. Auch dass man draußen arbeitet und oftmals müde sein würde, wurde erwähnt. Das Hauptproblem der meisten Workawayer*innen war aber nicht die langen Arbeitstage sondern die zahlreichen anderen Bedingungen, die nicht der Idee von Workaway entsprachen. Nur einmal hat Frau H. sich uns gegenüber erklärt, wobei es nicht um die schlechten Workaway Verhältnisse ging, sondern um die Arbeit auf der Farm generell. Eines Tages kamen überraschend Beamte vom Arbeitsamt auf der Farm vorbei. Wir waren alle etwas erschrocken aber man versicherte uns, dass es um das Arbeiten auf der Farm gehe und nicht um uns. Als wir Frau H. davon berichteten, erklärte sie uns, dass Workaway in Island etwas kritisch sei, da man „Arbeitende“ immer bezahlen müsse. Sie befinde sich aber in einer Grauzone, da wir bei ihr etwas lernen würden und für Lernende andere Regelungen zutreffen. Tatsächlich habe ich auf der Farm viel gelernt aber das Meiste wurde mir von anderen Workawayer*innen erklärt oder habe ich per learning by doing herausgefunden. Dennoch sieht sich Familie H., so vermute ich, als eine Art „Ausbildungsmöglichkeit“.

Familie H., besonders Frau H., sah ihr Workaway-Angebot als eine unbezahlbare Erfahrung für junge Leute mit Huskys zu arbeiten. Eines Abends vor Feierabend wurden wir alle in der Scheune zusammengetrommelt. Ich weiß nicht mehr, was der Auslöser der kleinen Rede war, die der Bruder von Frau H. uns dann hielt: Wir sollten besser zusammenarbeiten und den Neuen schon im Vorherein alles erklären damit vor Ort alles zügig ablaufen würde. Wem die Arbeit zu streng sei, könne gerne wieder gehen, da es für jeden unserer Plätze eine*n andere*n Workawayer*in gäbe, der*/die die Arbeit gerne übernehmen würde. Dankbarkeit dafür, wie lange wir arbeiteten, war nicht herauszuhören. Für Familie H. war jeder von uns leicht und ohne große Unkosten ersetzbar, solange sich andere Workawayer*innen meldeten. Normalerweise herrscht zwischen Gastgeber*innen und Workawayer*innen eine gegenseitige Dankbarkeit. Auf der Farm hatte ich öfters das Gefühl, dass diese gegenseitige Dankbarkeit und Wertschätzung fehlte. Auch anderen Workawayer*innen ging es so. Dies beschreibt jedoch nur, wie wir empfunden haben und nicht, was Familie H. wirklich gedacht/empfunden hat.

Dafür, dass die Stimmung auf der Farm nicht immer optimal war, hatte Familie H. überraschend viel Vertrauen in uns, als sie uns eine Woche mit den Huskys alleine ließen. Dieses Vertrauen zeigt

einerseits wie stark der relativ lockere Rahmen des Workaways ist. Jedoch auch womit man als Workawayer*in oder Gastgeber*in immer leben muss: nämlich dem Risiko, dass der*/die Workawayerin geht oder der*/die Gastgeber*in einen wegschickt. Dieses Risiko besteht zwar, doch die Wahrscheinlichkeit, dass es eintritt ist wegen des Workaway-Verhältnisses, eher gering. Vermutlich ist es dieses Workaway-Verhältnis, dessen Rahmen so locker scheint, aber eben nicht so locker ist, dass Familie H. quasi mit Selbstverständlichkeit spontan in die Ferien fliegen lässt.

Fazit

Als ich durch das Schreiben dieses Textes unser Gruppen-Gefühl in Island genauer betrachtet habe, ist mir besonders aufgefallen, wie unscheinbar es aufgekommen ist. Quasi plötzlich war man Teil der Gruppe und quasi plötzlich konnte man sich mit fast jeder Erzählung der anderen identifizieren. Das Bild, das die Gruppe selbst von sich kreierte, war eines von Abenteurern, von „Greenhorns“, die versuchen sich durch den Wind zu schlagen. Die Solidarität war direkt spürbar. Man hielt zusammen. Man wusste, dass die Verhältnisse vor Ort nicht den Ideen von Workaway entsprachen und entschied sich trotzdem, da zu bleiben. Wenn erwähnt wurde, dass man gehen könnte, ging es nicht wirklich darum zu gehen, sondern einen Teil der Solidarität herauszuheben. Wir blieben, obwohl wir das Recht gehabt hätten zu gehen. Diejenigen, die sich nicht mit der Gruppe identifizieren konnten, sind wieder abgereist. Für sie war die Solidarität nicht nachvollziehbar/spürbar, da sie sich nicht mit der Gruppe identifizieren konnten.

Das Beispiel der Workawayer*innen in Island veranschaulicht wie schnell sich Solidarität und Gruppenzugehörigkeit bilden kann und wie schnell dies einen Einfluss auf Entscheidungen hat. Zudem zeigt das Beispiel mit E., dass es bei der Solidarität um die Gruppe geht und nicht um das Individuum.

Epilog

Als ich diesen Text verfasst habe (fast 3 Jahre nach meinen Erlebnissen auf der Farm), habe ich das Profil von Familie H. auf Workaway gesucht. Ihr Profil ist jedoch nicht mehr vorhanden. Ich nehme an, dass Familie H. selbst eine bessere Möglichkeit gefunden hat als mit Workawayer*innen zu arbeiten, das Arbeitsamt verboten hat Workaway-Plätze auf der Farm anzubieten oder sich doch einige Workawayer*innen beschwert haben. Auf der Website der Schlittentouren wird neben Frau H. und ihrem Bruder nun ein dritter Mitarbeiter vorgestellt, weshalb es sein könnte, dass sich der Wind auf der Farm etwas gelegt hat.

Referenzen

Amartya Sen, „*Die Identitätsfalle - Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt*“, 2007, C.H. Beck Verlag, München

Durkheim Emil, „*Über soziale Arbeitsteilung: Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*“, 1999 (Erstausgabe 1893), 3. Auflage, Suhrkamp, Frankfurt a.M.